

## Systemtransformation und Biographie: Kontinuierungen und Diskontinuierungen im Generationenverhältnis ostdeutscher Familien

Wohlrab-Sahr, Monika

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wohlrab-Sahr, M. (2006). Systemtransformation und Biographie: Kontinuierungen und Diskontinuierungen im Generationenverhältnis ostdeutscher Familien. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 1058-1072). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-144794>

### Nutzungsbedingungen:

*Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.*

*Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.*

### Terms of use:

*This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.*

*By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.*

# Systemtransformation und Biographie: Kontinuierungen und Diskontinuierungen im Generationenverhältnis ostdeutscher Familien

*Monika Wohlrab-Sabr*

## 1. Einleitung

Auf einem deutschen Soziologiekongress gesellschaftliche Transformationsprozesse und biographischen Wandel zu thematisieren, erfordert auch einen Blick auf die Systemtransformation im eigenen Land – gerade angesichts der neu aufgelegten Montagsdemonstrationen<sup>1</sup> und der Besorgnis erregenden Ergebnisse der Landtagswahlen in Brandenburg und Sachsen im Herbst 2004<sup>2</sup>. Noch dazu auf einem Kongress über »Soziale Ungleichheit und kulturelle Unterschiede«. Und erst recht an einem 7. Oktober. Vor genau 15 Jahren – am 7. Oktober 1989 – feierte die SED das letzte Mal den – damals 40. – Gründungstag der DDR. Zwei Tage später zogen in Leipzig 70.000 Menschen über den Innenstadtring. Der 9. Oktober ist für die Leipziger noch heute der eigentliche Feiertag der Ereignisse von 1989/1990.

Der gesellschaftliche Transformationsprozess, der sich an den Zusammenbruch der DDR anschloss, erforderte von der ostdeutschen Bevölkerung ein Ausmaß und eine Art der Mobilität, wie man sie im Westen – trotz beträchtlicher Arbeitslosigkeit in manchen Regionen – kaum mehr kannte. Hatten hier doch Mobilitätserfahrungen lange Zeit weitgehend den Charakter freiwillig vollzogener Aufwärtsmobilität. Anne Goedicke (2002) hat auf der Basis der ostdeutschen Lebensverlaufsstudie gezeigt, dass nur ein knappes Drittel der 1989 im Osten Deutschlands Erwerbstätigen sieben Jahre später noch in ihrem alten Betrieb beschäftigt waren. Die anderen waren entweder beschäftigungslos oder hatten – nicht selten mehrfach – den Betrieb und in hohem Maße auch ihre berufliche Tätigkeit gewechselt. Mehr als jeder zweite Betriebsaustritt führte in vorübergehende oder dauerhafte Beschäftigungslosigkeit. Arbeitsplatzwechsel waren meist mit Abstiegen verbunden.

---

1 In den Monaten vor dem Kongress der DGS in München war es in mehreren ostdeutschen – vereinzelt auch in westdeutschen – Städten, vor allem aber in Leipzig, zu einer Neuauflage der Montagsdemonstrationen gekommen, deren Anlass diesmal die bevorstehende Umsetzung der »Hartz IV«-Gesetzgebung war.

2 Bei den Landtagswahlen in Sachsen und Brandenburg hatten NPD (mit 9,2 Prozent in Sachsen) und DVU (mit 6,1 Prozent in Brandenburg) hohe Stimmenanteile – vor allem bei jungen Männern und Arbeitslosen – erzielt.

In der Stadt Leipzig, die in der öffentlichen Berichterstattung oft als »Boomtown« des Ostens gehandelt wird, stieg die Anzahl der Langzeitarbeitslosen zwischen 1996 und 2003 von 8.500 auf 22.500 Personen (Stadt Leipzig 2004). Die Verhältnisse sind in anderen Städten ähnlich oder dramatischer. Entsprechend hoch ist der Anteil derer, die beruflich in die alten Bundesländer pendeln und entsprechend hoch ist in vielen Städten die Abwanderung vor allem der jüngeren Bevölkerungsgruppen. Hier gibt es allerdings gravierende Unterschiede. Während etwa in Leipzig oder Dresden die Abwanderung mittlerweile einigermaßen gebremst ist, hat Görlitz – eine Stadt von etwa 60.000 Einwohnern – seit 1990 ca. 12.000 Einwohner verloren. Der Anteil der über 60-Jährigen in der Stadt stieg in diesem Zeitraum von 21 auf 32 Prozent (Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen 2004: 43).

Zu erwähnen ist auch das hohe Maß befristeter Beschäftigung in den neuen Bundesländern. Im Jahr 2000 war in Sachsen fast jeder fünfte Arbeitsvertrag befristet abgeschlossen (Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen 2001: 100). Von den zwischen 1996 und 2001 neu eingegangenen Beschäftigungsverhältnissen endeten im Westen Deutschlands 40 Prozent innerhalb eines Jahres, im Osten dagegen waren es 60 Prozent (Grotheer u.a. 2004). Während es sich aber bei den befristet Beschäftigten im Westen eher um jüngere Personen auf dem Weg in bessere und stabile Beschäftigung handelte, waren es im Osten eher Ältere, häufiger mit bezuschussten Gehältern, die wiederum häufiger in die Arbeitslosigkeit wechselten. All dies verweist nicht nur auf starke regionale Unterschiede, sondern in den verschiedenen Arten der Flexibilität auch auf unterschiedliche Generationenlagerungen. Die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt und die damit einhergehenden Mobilitätsprozesse treiben – so könnte man vermuten – nicht nur den Osten und den Westen, sondern auch die verschiedenen Generationen im Osten Deutschlands zwangsweise auseinander.

Dennoch ist Ostdeutschland insgesamt noch kein Landstrich der Erwerbslosen. Trotz einer Arbeitslosenquote von fast 20 Prozent und einer stillen Reserve von etwa 400.000 lag die Erwerbsbeteiligung im Jahr 2002 noch immer um vier Prozent höher als im Westen (Ragnitz 2002: 5; vgl. auch Fuchs 1998: 4f.). Das macht die immense Spannung deutlich, die zwischen Arbeitsmotivation und Realisierungschancen besteht.

Ich erwähne diese Daten nicht nur, weil dieser Kongress in München stattfindet und der Osten weit weg ist. Sondern auch, weil diese Situation und die politischen und medialen Debatten darüber einen objektiven Hintergrund schaffen, vor dem biographische Entwicklungen und biographische Konstrukte in Ostdeutschland betrachtet werden müssen.

Dieser Hintergrund besteht in einer objektiven Diskrepanz von Erwerbsneigung und Realisierungschancen, in einer sich darüber auftuenden Differenz zwischen verschiedenen Altersgruppen (etwa zwischen der Abwanderung der Jüngeren und

der unfreiwilligen Befristung und Abwärtsmobilität der Älteren), sowie in einer Anerkennungsproblematik, die daraus resultiert, dass diese Diskrepanz in den öffentlichen Debatten zunehmend als kollektives mentales Versagen (»Jammertal Ost«, *Der Spiegel* 2004) zugerechnet und damit kulturalisiert wird. Diese Situation objektiver Differenzierung und kulturalisierender Vereinheitlichung erzeugt – so meine These – ein Problem, das vor allem zwischen den Familiengenerationen bearbeitet werden muss. Hier kommt die Differenz der gesellschaftlichen Generationenlagerungen an, und hier müssen die Integrationsleistungen stattfinden, um sie zu überbrücken.

## 2. Intergenerationale Modernisierungsresistenz?

Vor kurzem erschien unter dem Titel »Die zögernde Ankunft im Westen« (Alheit u.a. 2004) eine Studie, die sich den Generationenverhältnissen in Ostdeutschland widmet. Sie basiert auf biographischen Interviews mit je einem Vertreter der Enkel und der Großelterngeneration von 42 Familien. Durchgeführt wurden diese Interviews in der Oberlausitz und in Eisenhüttenstadt, beides Grenzgebiete mit extrem hoher Abwanderung insbesondere der jüngeren Bevölkerung. Die Autoren unterscheiden im Hinblick auf die geführten Interviews einen intergenerational aufwärtsmobilen Modernisierungstypus, einen abwärtsmobilen Bruchtypus und einen Persistenztypus. Ein zentrales Ergebnis der Untersuchung ist, dass sich bei einem Großteil der Interviewten eine Persistenz des Umgangs mit der Sozialwelt zeige, die als intergenerationale Modernisierungsresistenz (ebd.: 46, 324, 326, 331) bezeichnet wird. Diese sei charakteristisch nicht nur für Eliten und randständige Gruppen, sondern für die breite Mitte der Bevölkerung (ebd.: 325). Gemeint ist damit die Reproduktion praktischer Verhaltensweisen in alltäglicher und biographischer Perspektive auf gleichem Niveau. Die Autoren beziehen nun diese familialen Konstellationen auf gesellschaftliche Figurationen im Elias'schen Sinne, das heißt auf mentale Rahmenbedingungen von historischer Tiefe. Sie interpretieren die »eigensinnige Modernisierungsresistenz« als historisch gewachsene mentale Disposition – eine Art »moderner« ständischer Mentalität – die sich unter den Bedingungen der DDR-Gesellschaft und ihrer spezifischen Spannung von Formalität und Informalität konserviert und auch durch die Umbrüche seit 1990 nicht wesentlich verändert habe. Daher identifizieren sie in der untersuchten Region »das Mentalitätsprofil einer modernisierungsgehemmten, in ihren mikrosozialen Reproduktionsstrategien struktur-konservativen und mental sich abdichtenden Teilgesellschaft« (ebd.: 340). Darüber hinaus vermuten sie, dass die gefundenen Grunddynamiken nicht nur für die Oberlausitz zutreffen, sondern »mit gewissen Modifikationen in allen Bereichen

der ehemaligen DDR-Gesellschaft identifiziert werden können« (ebd.), und sie gehen weiter davon aus, dass im Westen aufgrund vorangegangener Modernisierungsprozesse eine grundsätzlich andere Verteilung – nämlich ein Überwiegen des Modernisierungstypus – anzutreffen wäre (ebd.: 322).

Auch wenn die Studie hier nicht im Detail diskutiert werden kann, sollen doch einige grundlegende Anfragen formuliert werden, die – über die konkrete Untersuchung hinausgehend – auch auf deren theoretische und methodologische Implikationen abstellen:

- a. Die erste Anfrage zielt auf das Modernisierungskonzept, das der Studie zugrunde liegt. Die relativ grobe und der Komplexität des in dem Buch differenziert vorgestellten Materials meines Erachtens oft nicht gerecht werdende Unterscheidung zwischen Persistenz-, Modernisierungs- und Bruchtypus scheint weitgehend die Perspektive »nachholender Modernisierung« (Geißler 2000; Zapf 1994) fortzuschreiben, angesichts derer die sich transformierende Gesellschaft des Ostens dem Westen in Sachen Modernisierung chronisch hinterherhinkt. Demgegenüber schiene es mir hilfreich, eine größere Vielfalt und interne Ambivalenz von Modernisierungsprozessen in Rechnung zu stellen, wie sie etwa mit der Perspektive der »multiple modernities« von Shmuel Eisenstadt (2000) ins Spiel gebracht wurde. Diese wäre dann nicht nur auf unterschiedliche »Zivilisationen« anzuwenden, sondern auch auf verschiedene Modernisierungspfade innerhalb einer – in diesem Fall der deutschen – Gesellschaft zu beziehen. Dies implizierte die Möglichkeit, das Nebeneinander von Traditionsbezug und Modernisierung, Familialismus und Individualisierung in den analytischen Rahmen zu integrieren, anstatt solche Mischtypen einer Restkategorie uneindeutiger Fälle zuzuordnen sowie die Heterogenität von Fällen in die eine oder andere Richtung zu vereindeutigen. Die Unterscheidung zwischen Persistenz-, Modernisierungs- und Bruchtypus scheint mir nicht zuletzt deshalb zu grob, weil sie die für Transformationsgesellschaften charakteristischen Gemengelagen von Mobilitätsbereitschaft *und* Bindung an die Herkunftsgegend, starker Berufsorientierung *und* selbstverständlichem Familienbezug, Rückbezug auf familiäre Ressourcen *und* Individualisierungsprozessen, verfehlt.
- b. Die zweite Anfrage zielt auf die Möglichkeit der Generalisierung der von Peter Alheit u.a. (2004) vorgestellten Befunde. Zweifellos sind 82 Interviews für eine qualitative Studie ein Sample von beträchtlichem Umfang. Aber lassen sich die Befunde aus einer Region, die mit massiven Strukturproblemen und Abwanderungen gerade der jungen Bevölkerung zu kämpfen hat, auf gesamt Ostdeutschland übertragen? Die Homogenisierungstendenz des Mentalitätsansatzes unterschlägt meines Erachtens die enormen Differenzierungen, die im Osten Deutschlands seit 1990 entstanden sind. Trotz insgesamt hoher Arbeitslosigkeit

würde man vermutlich zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen, wenn man Dresden, Leipzig und Jena mit den Abwanderungsgebieten an der polnischen Grenze vergliche. Die Anteile für die NPD bei der Landtagswahl in Sachsen waren jedenfalls in Dresden und Leipzig deutlich niedriger als in der Oberlausitz oder Sächsischen Schweiz, wenn man dies einmal als Indikator für solche objektiven Differenzen nehmen will (Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen 2004).

- c. In der Studie läuft implizit ein Ost-West-Vergleich (Alheit u.a. 2004: 323) mit, der aber nur auf der Ebene allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen, nicht jedoch auf der Ebene der konkreten Empirie eingeholt werden kann. Nun kann man zwar aufgrund von Makrodaten argumentieren, dass im Westen der Bundesrepublik seit den sechziger Jahren neue Milieus entstanden sind und alte transformiert wurden, während dieser Prozess in der DDR blockiert war und sich in Ostdeutschland auch nach 1990 nur in begrenztem Rahmen entwickeln konnte. Da in der Studie die Modernisierungsresistenz letztlich aber *milieuübergreifend* festgestellt wird, wäre diese Argumentation nicht hinreichend. Stattdessen wäre – wollte man Ost- und Westdeutschland vergleichen – ein Vergleich vorzunehmen zwischen den strukturschwachen und ebenfalls stark durch Abwanderung charakterisierten Gebieten des ehemaligen Zonenrandgebietes und den entsprechenden Gebieten im Osten.
- d. Auch bei einer für qualitative Studien relativ großen Fallzahl ist die Argumentation mit Verteilungen und Mehrheiten, die bei den Autoren der Studie zur Feststellung der »Dominanz des »Persistenz«-Typus« (ebd.: 322) führt, insofern problematisch, als sie nicht nur Typen (und gegebenenfalls deren Durchsetzungschancen) einander gegenüberstellt, sondern eine quantitative Logik zumindest suggeriert (ebd.: 324). Dies stützt dann wiederum die mentalitätstheoretische Perspektive, die ja auf solche Generalisierungen angewiesen ist, zusätzlich verschärft dadurch, dass es nur Modernisierung, Persistenz oder Bruch geben kann.
- e. Der Vergleich von Enkeln und Großeltern hat auf den ersten Blick den Vorteil langer historischer Dauer. Wenn man hier auf Kontinuitäten stößt, scheint dies für erhebliche Persistenz über die Zeit hinweg zu sprechen. Der Einbezug der dazwischen liegenden Generation könnte jedoch insofern ein anderes Bild ergeben, als dabei eine stärkere Intergenerationendynamik in den Blick käme. Damit komme ich zu unserem eigenen Projekt, das sicherlich die genannten Probleme nicht einfach lösen kann, aber doch eine andere Perspektive ins Spiel bringen soll, die eher auf die Dynamik zwischen den Generationen abstellt als auf die Frage von Modernisierung, Persistenz oder Bruch.

### 3. Generationen-Dynamik: Zwischen objektiver Differenzierung der Generationenlagerungen und kommunikativer Vergemeinschaftung

Ich werde im Folgenden erste Ergebnisse aus dem Projekt »Generationenwandel als religiöser und weltanschaulicher Wandel. Das Beispiel Ostdeutschlands« vorstellen, das seit April 2003 von der DFG gefördert wird.<sup>3</sup> In dem Projekt geht es darum, wie in verschiedenen Generationen ostdeutscher Familien die zwei großen Systemtransformationen, die durch das Ende der Nazizeit und des Krieges und den Aufbau der DDR auf der einen Seite sowie durch das Ende der DDR und den Übergang in die Bundesrepublik auf der anderen Seite markiert sind, erfahren, gestaltet und gedeutet wurden und wie sich im Zuge dieser Transformationsprozesse die Generationenbeziehungen gestalten. Der Fokus liegt dabei auf dem religiösen und weltanschaulichen Wandel, der aber aufs Engste mit dem gesellschaftlichen und kulturellen Umbruch verschränkt ist, dementsprechend in der Bearbeitung des Materials ein großer Stellenwert zukommt.

Durchgeführt wurden im Rahmen dieses Projekts bisher 22 Familieninterviews, an denen in der Regel Vertreter dreier Generationen teilnahmen. Ein erster familiengeschichtlicher Teil des Interviews wurde ergänzt durch Nachfragen zu verschiedenen Phasen der ostdeutschen Geschichte und zu unterschiedlichen Lebensbereichen sowie durch mehrere Diskussionsfragen, über die sich die Familie auseinander setzen sollte. Zusätzlich wurden Einzelinterviews durchgeführt, zum Teil mit solchen Familienmitgliedern, die im Familieninterview wenig zu Wort gekommen waren, zum Teil auch mit Personen, bei denen sich ein Familiengespräch etwa aufgrund von Familienkonflikten nicht realisieren ließ. Auf diese Weise sollte vermieden werden, dass bei der Befragung nur »harmonische« Familien in den Blick kommen.

Familieninterviews bringen andere Daten hervor als Einzelinterviews. In ihnen reproduziert sich zumindest teilweise die Struktur familialer Verhältnisse (vgl. dazu Hildenbrand 1999). Ein Vorteil dieses Erhebungsinstruments ist daher, dass Familien hier nicht allein anhand des *Redens über* sie in den Blick kommen, sondern auch *im Reden* der Familie gleichsam »vorgeführt« werden. Ein Nachteil ist, dass aufgrund dieser Strukturproduktion manche Personen – wie sonst auch – eher im Hintergrund bleiben, und dass Familien, um sich gegenüber den Interviewern als solche darzustellen, Präsentationsfassaden errichten, die manches ungesagt lassen, das in

---

<sup>3</sup> An dem Projekt sind als wissenschaftliche Mitarbeiter und Doktoranden Uta Karstein, Mirko Punken und Thomas Schmidt-Lux beteiligt. Als studentische Hilfskräfte wirkten in unterschiedlichen Phasen mit: Anja Frank, Birgitt Glöckl, Jurit Kärtner, Katja Schau und Christine Schaumburg. Ihnen allen ist für ihr großes Engagement zu danken.

einer Generationenperspektive von Interesse wäre. Bei der Auswertung ist daher besonders auf das Verhältnis von absichtsvoller familialer Selbstpräsentation und den gegenläufig dazu explizit oder implizit zutage tretenden Generationendifferenzen zu achten.

Interviews mit Repräsentanten dreier Generationen haben den Vorteil, dass auf diese Weise einerseits ein langer Zeitraum in den Blick kommt, andererseits aber auch Diskontinuitäten in der Generationenfolge erfasst werden können. Es wird dabei deutlich, welche spezifischen Problemstellungen und Gelegenheitsstrukturen im Zuge des gesellschaftlichen Wandels für Repräsentanten einzelner Generationen gegeben waren und welche Rolle diese Personen im familialen und gesellschaftlichen Gefüge übernommen haben. So kommt gerade die Gemengelage von Persistenz und Veränderung, die bei Generationenstudien eine zentrale Rolle einnimmt, in den Blick.<sup>4</sup>

Damit komme ich zu einigen vorläufigen Ergebnissen. Zunächst einmal ist allgemein festzuhalten, dass auch wir auf beträchtliche habituelle Kontinuitäten zwischen den Generationen und auf gemeinsamen Traditionsbezug gestoßen sind. Damit gehen aber gleichzeitig in hohem Maße Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse im Bereich von Beruf und Lebensführung einher, die durch diese Traditionsressourcen teilweise auch befördert werden. So kann etwa ein durch die DDR-Zeit hindurch und auch nach der Wende erfolgreich betriebener Familienbetrieb über drei Generationen mit einem hohen Maß – gewissermaßen »systemblinder« – protestantischer Ethik einhergehen, die aber in der Generationenfolge ihren autoritären Charakter verliert und Individualisierungsprozesse ermöglicht, die die Mutter ins professionelle Kabarett und die Tochter ins Ausland und ins Kulturmanagement führt.

Ich möchte im Folgenden einen Typus einer Intergenerationenkonstellation und familienbiographischen Darstellung vorstellen, der dem, was in der Studie von Alheit u.a. (2004) als Persistenztypus charakterisiert wird, sehr nahe kommt, werde daran aber gleichwohl eine andere Interpretation anschließen. Dieser Typus ist durch ein Zusammenspiel von Verfallsgeschichten, Generationendifferenzierung und generationenübergreifenden Gemeinschaftsmythen gekennzeichnet.

In der ältesten Generation – die in unseren Interviews etwa die Geburtsjahrgänge 1920 bis 1935 erfasst – wird innerhalb dieses Typus die gesellschaftliche Entwicklung seit 1989/90, zum Teil aber auch darüber hinaus, als Verfallsgeschichte thematisiert. Dabei handelt es sich um Personen aus der Aufbaugeneration, die dem System der DDR relativ loyal gegenüber standen, ohne damit politisch

---

<sup>4</sup> Damit soll freilich nicht unterstellt werden, die mittlere Generation käme in der Studie von Alheit u.a. (2004) gar nicht in den Blick: Über sie wird in den Interviews mit Enkeln und Großeltern sicherlich gesprochen. Allerdings ist sie nicht direkt repräsentiert.



identifiziert zu sein. Nach der Erfahrung von Nationalsozialismus und Krieg und zum Teil auch nach den persönlich oder bei Familienangehörigen erlebten Destabilisierungen durch Gefangenschaft und Vertreibung integrierten sich diese Personen über erfolgreiche Erwerbsarbeit pragmatisch in das System der DDR. Es kam so zu einer Überblendung von persönlichem »Wiederaufbau« und dem Aufbau des neuen Staates: Der Staat eröffnete die Möglichkeit, nach dem Krieg wieder »etwas zu werden«, wenn man mit ihm konform ging. Dabei wurden alte – etwa kirchliche – Loyalitäten zum Teil anfänglich noch mitgeführt, später aber oft über Bord geworfen oder soweit in den Hintergrund gestellt, dass sie mit den staatlichen Loyalitäten nicht kollidierten. Die Personengruppe, auf die ich mich hier beziehe, war 1990 meist schon im Rentenalter, manche Befragte waren aber auch auf gleichem Niveau wie vor der Wende beschäftigt. Die Verfallsgeschichten, die sie erzählen, beziehen sich daher nicht auf eigene Statusverluste.<sup>5</sup> Es handelt sich um ideologische, im Kern oft autoritäre, auf die Gesamtgesellschaft bezogene Verfallsgeschichten, in deren Zentrum der Verfall von Zucht und Ordnung, der verlorene Respekt vor dem Alter, die Verrohung der sexuellen Sitten, aber auch der Verlust von Sicherheit, Arbeit und Gleichheit steht. Diese Verfallsperspektive wird treffend durch folgendes Zitat charakterisiert:

»Und ich kann im Grunde genommen sagen, die ganze Geschichte hängt sich ja eigentlich an der Gesellschaftsordnung auf, und da kann ich nur sagen: Es ging immer bergab. So tief wie jetzt warn wir noch nie.« (Großmutter, Ärztin, Jahrgang 1935)

Dabei wird die DDR – bisweilen sogar der Zweite Weltkrieg und der Nationalsozialismus – im Rückblick positiv bewertet. Die DDR sei ein »goldener Käfig« gewesen, so die bereits zitierte Interviewpartnerin, den man erst im Nachhinein zu schätzen wisse.

Zum Teil reflektieren die Verfallsgeschichten auch die Verunsicherungen der nachfolgenden Generation: Vor allem die destabilisierten Berufsverläufe der Söhne werden dann zu Symptomen des gesellschaftlichen Verfalls.

In der mittleren Generation finden wir in vielen Fällen Destabilisierungen und erzwungene Neuorientierungen im Zuge der Wende, zum Teil auch erfolgreiche berufliche Neuanfänge. In die autoritären Verfallsgeschichten der Großelterngeneration stimmen diese Befragten nicht ein, sie widersprechen ihnen aber auch nicht explizit. Eher findet sich die im Grundton skeptische und desillusionierte Perspektive einer Austauschbarkeit unterschiedlicher politischer Systeme, in der sich die verschiedenen Generationen dann auch wieder treffen können.

---

<sup>5</sup> Diese Aussage kann hier natürlich nur in Bezug auf unser Sample getroffen werden. Insgesamt gilt jedoch für diese Altersgruppe, dass sie von den Destabilisierungen auf dem Arbeitsmarkt weit weniger betroffen war als die Generation ihrer Kinder.

Je nach der Positionierung zum System der DDR wurde die Wende in der mittleren Generation als bürgerkriegsähnliche Erschütterung oder als Glücksfall erlebt. Interessant ist aber der Befund aus einer ganzen Reihe von Familiengesprächen, dass in der Intergenerationenkommunikation der Perspektive der ältesten Generation ein gewisser Tribut gezollt wird und darüber – über objektive Divergenzen hinweg – eine Gemeinsamkeit zwischen den Generationen kommunikativ hergestellt wird. Dieses Ineinandergreifen von objektiver Differenzierung und kommunikativer Vergemeinschaftung soll im Folgenden herausgearbeitet werden (vgl. dazu Wohlrab-Sahr 2005).

In dem im Folgenden zitierten Beispiel<sup>6</sup> bricht die Mutter an der Stelle, an der sie begonnen hat, die Möglichkeiten zu schildern, die sich für sie persönlich nach 1990 eröffneten, ab:

- »M: Und neunzich hab ich dann auch das Studium beendet (...). Und dann wurde eigentlich alles ganz anders. Also dann, die Möglichkeiten warn plötzlich völlig anders, als man sich des so gedacht hat ne? (1) Klar gut, es gab also diesen, das geb ich absolut zu, dieser Umbruch im Nachbarschaftlichen, der war ganz krass. Wir haben früher alle im [Garten gegessen, ham miteinander  
GM: [Ja.  
M: gegrillt. Der Rechtsanwalt neben dem Kranfahrer, und des war alles überhaupt kein Ding, ne?  
GM: [Ja. Mhm.  
M: Alle Türen warn offen, [das war überhaupt kein Thema.  
GM: [Alle Türen waren offen, alle.  
M: Jeder hat von dem anderen das [Auto geborgt.  
GM: [Jeder [wusste, jooo, jeder wusste, wer  
M: [Wir haben alle gemeinsam eingekauft  
GM: Dann ham wer gekocht, wenn einer nich kochen konnte. /M: ja/ Das heißt, ich habe jahrelang unserer Hausmannsfrau äh dis Mittagessen Sonntag runter gebracht, war ganz selbstverständlich und hab eingekauft. /M: ja/ Es war ein Zusammen[halt  
M: [Also das war [überhaupt kein Thema.  
GM: [Des war überhaupt, oder wenn ich mal Nachtdienst hatte und mein Mann weg war zum Kongress und ich musste in die Klinik, dann war das gar kein Problem, dann hat meine Nachbarin 'n Schlüssel gehabt. Da standen aber beide Türen aufm Flur auf, und die Kinder liefen rei/ hin und her. Und passten auf und umgekehrt genauso.  
M: Also das war wirklich [total Klasse.  
GM: [War gar kein Problem.  
M: Und das brach in dem Moment ab, in dem bei uns zum Beispiel im Garten der Rechtsanwalt 'n BMW hatte. Da war's [aus.  
GM: [Ja. {lachend} Na dis is klar.  
M: Da war alles aus.«

6 Zur Transkription: Die beteiligten Personen sind: Großmutter (GM), Mutter (M) und Tochter (T). Die Zahlen in Klammern (1) verweisen auf Pausen und deren Länge in Sekunden. Auslassungen im Text stehen in eckigen Klammern (...). Überlappendes Sprechen wird durch [ markiert. Parasprachliche Phänomene {Lachen} stehen in geschweiften Klammern.

Zu dieser Form der gemeinsamen Erzählung kam es an den Stellen, an denen die Großmutter ihre autoritäre Perspektive auf die gesamtgesellschaftliche Abwärtsbewegung entwickelte, nicht. An diesen autoritären Habitus schließen weder Mutter noch Tochter an. Mutter und Großmutter finden sich jedoch in einer *begrenzten Verfallsperspektive* im Hinblick auf das Nachbarschaftsleben der DDR und die differenzlose Gleichheit, die bezeichnenderweise mit dem Auftauchen des BMW als distinktivem Statussymbol der Neureichen an ihr Ende kommt.

Diese im gemeinsamen Erzählen – nahezu im Chor – bekundete Perspektivenübereinstimmung überdeckt jedoch eine objektive Differenz zwischen den Familiengenerationen: nämlich das Ausscheren der Mutter aus der intendierten familialen Berufsvererbung der »Ärztelfamilie« und ihre schnelle und erfolgreiche Anpassung an die Erfolgsbedingungen der neuen Gesellschaft. Die »plötzlich ganz anderen Möglichkeiten« wusste sie für sich durchaus zu nutzen.

Die jüngste Generation innerhalb dieses Typus ist in die neue Gesellschaft über Studium, Berufsausbildung und erfolgreiche Berufstätigkeit gut integriert. Diese Personen sind mobil oder mobilitätsbereit, dabei aber gleichzeitig regional identifiziert (vgl. Mühler/Opp 2004). Dennoch finden sich auch hier Bezugnahmen auf die Verfallsdiagnosen der ältesten und die Destabilisierungen der mittleren Generation. Gerade in dieser Generation entstehen Mythen und symbolische Handlungen, die auf die Lage und die Deutungen der älteren Generationen Bezug nehmen. Dazu gehört etwa die Vorstellung der Tochter aus der oben bereits eingeführten Familie, es lasse sich im Gemeinschaftsleben der Sorben, zu denen auch ihr Vater gehört, etwas retten, was bei »den Deutschen« längst verloren sei.

Zur Interpretation soll hier eine Stelle aus dem Familiengespräch herangezogen werden, bei der die Rede auf den Vater der Tochter kommt, von dem die Mutter seit einiger Zeit geschieden ist. Im Zusammenhang mit der Scheidung wurde sie ihrer Darstellung zufolge auch von der sorbisch-katholischen Familie und der Kirchengemeinde, der ihr Mann angehört, sozial ausgeschlossen.

»M: Und dann hab ich meinen Ex-Mann kennen gelernt, er is also Sorbe und katholisch. Wir ham dann auch ähm ökumenisch geheiratet, also mit evangelischem und katholischem Pfarrer, was in dieser katholischen Sippschaft en riesen Aufriss war. (...) Ja aber ich bin nich (.) äh

GM: |gläubig |

M: |gläubig

überhaupt nich.

GM: Dis kann man eigentlich auch als Mediziner nich sagen, da is man Naturwissenschaftler (...).

I2: Und wie ist das jetzt für dich?

T: Naja, also (...) durch jetzt mein Vater, weil der is ja katholisch und Sorbe, und da is es halt sehr wichtig, da, also die Religion is da sehr wichtig und der Glaube. Und da bin ich halt damit auch aufgewachsen und dis gefällt mir sehr gut, und ich geh auch (...) schon ab und zu in die Kirche (...). Weil der sorbische Gottesdienst und die Messe sind was ganz anderes als der deutsche, also das

interessiert mich viel mehr. Und ähm, ja, da hab ich halt, also ich glaub da schon an Gott, dis schon.

M: Aha?

T: Das weißt du doch.

M: {lachend} Ja ich weiß.

T: Und, also ich hab, bin auch getauft und alles, ja.

GM: Ja natürlich.

M: Katholisch. (...)

T: (...) alle meine Verwandten väterlicherseits sind ja Sorben. Also das Lis, sind da voll die Gemeinschaft.

GM: [Und die nehmen die, die Sprache auch sehr ernst. Die *pflegen* das auch und die wurden ja auch in der DDR gefördert. (...)

T: (...) Und auch so v/ an den Sorben selbst also da is auch so ne, einfach so, es sind ja ziemlich wenig, nur noch knapp fünfzigtausend; und äh das is so, dass das auch viel familiärer alles is, so ne richtige Gemeinschaft.

GM: Lis noch ne Gemeinschaft.

T: Genau: Das is schon noch so was, was man sich jetzt da bewahren kann, was es hier nich mehr so gibt bei den Deutschen.

M: [lauter falsche Katholiken {lacht} /GM: {lacht} /

T: [Und äh auch die Bräuche, also die gefallen mir auch sehr sehr gut, dis is alles *sehr schön* und und auch so familiär und dann, is noch nicht viel irgendwie so populär geworden. Und dis, [als, also dass man da jetzt, man, man jetzt

M: [es sei denn man is geschieden, [da fliegt man raus aus der Familie.

T: [Ja, na ja.

GM: Naja, es is noch 'n bisschen heile Welt.«

In dieser Interviewpassage zeigen sich in dem Familiengespräch erstmals explizite Divergenzen zwischen den Generationen, die hier an der religiösen Orientierung der Tochter, die sich zum sorbischen Katholizismus des väterlichen Familienzweigs hingezogen fühlt, aufbrechen. Die Erzählung der Mutter über die der sorbischen Familie abgetrotzte ökumenische Hochzeit endet zunächst wiederum in der bereits bekannten kommunikativen Praxis, dass Großmutter und Mutter wechselseitig ihre Sätze vollenden und darüber ihre Übereinstimmung bekunden: diesmal in der Bestätigung ihrer beider Areligiosität, die die Großmutter überdies für Ärzte und »Naturwissenschaftler« als zwingend erachtet. Auch dabei wird allerdings – das soll hier im Rekurs auf nicht zitierte Textpassagen ergänzt werden – eine Differenz kommunikativ ausgeblendet. Die Mutter hatte sich mit 21 Jahren – heute sagt sie: um ihren Vater zu ärgern – der Jungen Gemeinde angeschlossen und taufen lassen und dieses neu erworbene Identitätsmerkmal auch gegenüber ihrem katholischen Mann durchgesetzt, indem sie auf der ökumenischen Trauung bestand. Dem Konflikt mit ihrem eigenen Vater ging voraus, dass dieser ihr ein Kunststudium, für das sie die Aufnahmeprüfung bereits bestanden hatte, untersagte und sie in ein Medi-

zinstudium zwang, welches sie aber später wieder abbrach. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie als Selbständige im Wohlfahrtsbereich tätig und damit vom Beruf einer Naturwissenschaftlerin weit entfernt. Insofern hatte sie die Situation des gesellschaftlichen Transformationsprozesses zur beruflichen Neuorientierung genutzt und damit die vom Vater erzwungenen Vorgaben korrigiert. Entsprechend kommentiert sie auch, danach gefragt, wie sie die Wende erlebt habe, sie habe sich damals »ein Loch in den Bauch gefreut«.

Wenn also die Großmutter auf die gemeinsame Perspektive von »Naturwissenschaftlern« pocht und mehrfach von der Familie als »Medizinerfamilie« spricht, überspielt sie damit einen Konflikt zwischen den Familiengenerationen, der gerade an der Frage der beruflichen Identität aufgebrochen war. Diese Differenzen werden aber rückblickend von Mutter und Großmutter ausgeblendet und in einer gemeinsamen »säkularen« – von der Großmutter zusätzlich als »naturwissenschaftlich« apostrophierten – Haltung harmonisiert.

Aus dieser Perspektivenkongruenz bricht nun die Tochter aus und markiert mit der vorsichtig vorgebrachten Aussage, sie glaube schon an Gott, eine Divergenz. Auch bei ihr verläuft damit die Abweichung von den vorangehenden Generationen (mütterlicherseits) über den Weg der Religion. Gleichzeitig knüpft sie mit dem Thema »Gemeinschaft« an ein Motiv an, das bereits zwischen Mutter und Großmutter für ein Bündnis taugte. Inhaltlich enthält ihre Aussage aber eine ambivalente Botschaft: Indem sie der anwesenden Mutter und Großmutter von der Gemeinschaft und dem Familienzusammenhalt der Sorben vorschwärmt und diese noch dazu von »den Deutschen« abgrenzt, diskreditiert sie implizit den mütterlichen Familienzweig. Verschärfend kommt dazu, dass die Mutter nach ihrer Scheidung aus der katholischen Familie ausgeschlossen wurde und sich vor diesem Hintergrund immer wieder zu bissigen Kommentaren herausgefordert fühlt: Vollzieht die Tochter doch durch die Idealisierung dieses Kontextes die Ausgrenzung der Mutter faktisch mit. Gleichzeitig zieht aber das Gemeinschaftsmotiv die anwesende Großmutter bei aller Reserviertheit gegenüber den vertretenen Inhalten partiell auf die Seite der Tochter, wenngleich sie das Gemeinschaftsleben der Sorben durch entsprechende Kommentare (»noch 'n bisschen heile Welt«) relativiert.

An der Struktur des Textes reproduziert sich hier die »Unentschiedenheit« der Situation: Formaler Anschluss und praktische Divergenz stehen dissonant nebeneinander. Allerdings gelingt es der Tochter, mit diesem Thema inhaltlich die Perspektive der Großmutter aufzugreifen. Dabei nimmt sie nicht nur das Gemeinschaftsmotiv auf, sondern wendet gleichzeitig die Verfallsperspektive der Großmutter ins Positive. Bei den Sorben ließe sich ihrer Perspektive zufolge eine Gemeinschaft retten, die – folgt man Mutter und Großmutter – für die Ostdeutschen mit der DDR verloren ging. Wesentlich ist dabei, dass die Tochter in ihrer eigenen biographischen Darstellung den nostalgischen Rückbezug der älteren Generationen

auf die Zeit der DDR nicht teilt und aufgrund ihres Alters – zumindest durch eigene Erfahrung gedeckt – auch nicht teilen kann. Ost-West-Differenzen sind für sie kein Thema mehr, ihre beste Freundin stammt aus München und sie kann sich durchaus vorstellen, in den alten Bundesländern zu leben. Umso plausibler wird damit eine Interpretation dieses Gemeinschaftsbezugs, die auf die familiäre Intergenerationendynamik abstellt.

In einem anderen Fall aus unserem Sample zeigt sich ein ähnlicher Brückenschlag zwischen ältester und jüngster Generation. Die junge Frau, die zum Zeitpunkt der Wende etwa 15 Jahre alt war, knüpfte in dieser Zeit, in der sich die berufliche Destabilisierung des Vaters auch für sie persönlich problematisch bemerkbar machte<sup>7</sup>, plötzlich an den verschütteten Katholizismus der sudetendeutschen Großmutter an, indem sie sich im Geburtsort der Großmutter in der Tschechischen Republik taufen ließ. Bei dieser Gelegenheit, bei der die gesamte Familie anwesend war, wurden dann nicht nur sie, sondern gleichzeitig auch der jüngere Bruder und die – dezidiert atheistische – Mutter mitgetauft. Der Katholizismus spielt in der weiteren Biographie der jungen Frau später kaum noch eine Rolle. Die Taufe hat offenbar in erster Linie eine Funktion als familienbezogenes Gemeinschaftsritual, das über das Wendegeschehen hinweg einen Bogen zur ältesten Generation schlägt und dabei die mittlere Generation gewissermaßen »zwangsweise« mitintegriert. Auch dieser Anschluss an die zu diesem Zeitpunkt weitgehend verschüttete Tradition der Großmutter ließe sich oberflächlich betrachtet als »Persistenz« zwischen ältester und jüngster Generation interpretieren. Genau besehen hat der »Katholizismus« der Großmutter mit dem der Enkelin freilich nicht viel gemeinsam. Er ist nicht viel mehr als ein bereit liegendes Motiv, das zur symbolischen Überbrückung der sich mit der Wende auftuenden Unterschiede genutzt werden kann.

#### 4. Familiengenerationen im Transformationsprozess

Unabhängig von spezifischen Systembedingungen müssen Familien familiäre Integration und personale Besonderung – und darüber auch Traditionsbezug und Modernisierung – in ein Verhältnis bringen. Vor dem Hintergrund des mit dem Systemwandel aufbrechenden Differenzierungsprozesses wird zusätzlicher Abstimmungsbedarf zwischen den Familiengenerationen erzeugt. Die Personen rücken

---

<sup>7</sup> Sie erzählt von einer zunehmenden Isolation in der Schule und von Gerüchten über mögliche politische Verstrickungen ihres Vaters. Der Vater – Parteimitglied und in gehobener Position in der Gastronomie tätig – verlor in dieser Zeit seine Stellung und konnte erst nach längerer Anlaufzeit mit einem kleinen Familienbetrieb wieder Fuß fassen.

nicht nur von den vorangehenden Generationen, sondern auch von den gesellschaftlichen Verhältnissen ab, in denen diese sozialisiert wurden. Damit erwachsen aus den Differenzen der Familiengenerationen potentiell auch unterschiedliche gesellschaftliche Generationen. Wenn aber die Jüngeren an habituelle Formen der Älteren nicht mehr anschließen können oder wenn sie diesen in ihren Möglichkeiten voraus sind, ohne dass diese neuen Möglichkeiten von den Älteren hätten vorbereitet werden können (nach dem Motto: »Unsere Kinder sollen es einmal besser haben!«), entstehen Diskrepanzen, die durch kommunikative oder soziale Strategien überbrückt werden müssen.

Ostdeutsche Familien stehen hier vor einem besonderen Problem. Sie müssen – *als Familien* – das Problem von Integration und Besonderung lösen. Sie müssen wie alle anderen mit generationentypischen Erfahrungen des Verlusts vergangener Welten und der Eröffnung neuer Perspektiven umgehen. Darüber hinaus aber sind sie – *als ostdeutsche Familien* – mit den differenzierenden und teilweise entwertenden Erfahrungen des gesellschaftlichen Umbruchs konfrontiert. In dem charakterisierten Typus werden die vorhandenen habituellen Differenzen und die Divergenzen in der Haltung gegenüber der neuen Gesellschaft mit Hilfe der Konstruktion ideeller Gemeinschaften überblendet. In dem ausführlicher behandelten Fall handelt es sich dabei um die Idealisierung der verloren gegangenen Nachbarschaftsgemeinschaft und um die dazu gegenläufige Vorstellung einer diesen Verlust kompensierenden und daher zu bewahrenden ethnischen und religiösen Gemeinschaft. Im zweiten, kurz skizzierten Fall dient das Anknüpfen an die katholische Tradition der Großmutter zur Inszenierung eines Familienrituals, das den Bogen zwischen der Herkunft der Großmutter und der Gegenwart der Enkelin schlägt und damit gewissermaßen das Transformationsgeschehen der Wendezeit mit all seinen Folgen rituell überbrückt (und darin ausblendet). Es sind aber nicht notwendig explizit religiöse Mythen und Rituale, die zur Überbrückung des Transformationsgeschehens ins Spiel kommen. Auch säkulare Gemeinschaftsmythen haben hier ihren Ort.

Das Thema der verlorenen und zu rettenden Gemeinschaft wird so zum Mythos, der im Verhältnis der Generationen als sozialer Kitt fungiert und objektive Differenzen des Habitus und der Integrationsmöglichkeiten in die neue Gesellschaft überdeckt. Es ist eine »postmoderne« Form des Traditionalismus, die erst auf der Grundlage von Modernisierungsprozessen entsteht und mit diesen einhergeht.

## Literatur

- Alheit, Peter/Bast-Haider, Kerstin/Drauschke, Petra (2004), *Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland*, Frankfurt a.M.
- Eisenstadt, Shmuel (2000), »Multiple Modernities«, *Daedalus*, Jg. 129, H. 1, S. 1–29.
- Fuchs, Johann (1998), »Arbeitsmarkt Ostdeutschland. Angebot an Arbeitskräften bleibt weiter hoch«, *LAB Kurzbericht*, Nr. 10/27.4.1998.
- Geißler, Rainer (2000), »Nachholende Modernisierung mit Widersprüchen – Eine Vereinigungsbilanz aus modernisierungstheoretischer Perspektive«, in: Noll, Heinz-Herbert/Habich, Roland (Hg.), *Vom Zusammenwachsen einer Gesellschaft: Analysen zur Angleichung der Lebensverhältnisse in Deutschland*, Frankfurt a.M., S. 37–60.
- Goedicke, Anne (2002), *Beschäftigungschancen und Betriebszugehörigkeit. Die Folgen betrieblichen Wandels für ostdeutsche Erwerbstätige nach 1989*, Wiesbaden.
- Grotheer, Michael u.a. (2004), »Determinanten der Beschäftigungsstabilität. Chancen und Risiken von »Entrants« im ost-westdeutschen Vergleich«, in: Struck, Olaf/Köhler, Christoph (Hg.), *Beschäftigungsstabilität im Wandel? Empirische Befunde und theoretische Erklärungen für West- und Ostdeutschland*, München/Mering, S. 125–156.
- Hildenbrand, Bruno (1999), *Fallrekonstruktive Familienforschung*, Opladen.
- Mühler, Kurt/Opp, Karl-Dieter (2004), *Region und Nation*, Wiesbaden.
- Ragnitz, Joachim (2002), *Arbeitsangebot, Arbeitsnachfrage und ein Lösungsvorschlag für das ostdeutsche Arbeitsmarktproblem*, Institut für Wirtschaftsforschung Halle, Diskussionspapiere Nr. 168, Halle: Dezember.
- Stadt Leipzig (2004), *Amt für Statistik und Wahlen*, Leipzig.
- Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen (2001), *10 Jahre Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen*, Kamenz.
- Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen (2004), *Wahlen im Freistaat Sachsen 2004, Sächsischer Landtag, Strukturdaten nach Landtagswahlkreisen*, Kamenz.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2005), »Verfallsdiagnosen und Gemeinschaftsmythen. Zur Bedeutung der funktionalen Analyse für die Erforschung von Individual- und Familienbiographien im Prozess gesellschaftlicher Transformation«, in: Völter, Bettina u.a. (Hg.), *Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodische Verknüpfungen*, Wiesbaden, S. 140–160.
- Zapf, Wolfgang (1994), »Die Transformation der ehemaligen DDR und die soziologische Theorie der Modernisierung«, in: ders., *Die Transformation der ehemaligen DDR und die soziologische Theorie der Modernisierung. Soziologische Aufsätze 1987 bis 1994*, Berlin, S. 128–144.